



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Ein Epitaphium.

Und wieder schmückt mit königlichem Glanze
Der Herbst das schöne, waldumrauschte Thal,
Hell schimmert in des Laubes rotem Kranze
Die Traube reif geküßt vom Sonnenstrahl;
Die Berge tragen duftgewebte Schleier,
Oktobersonne lacht der Rebenstadt,
Und zu der Sommertage Abschiedsfeier
Durchs goldne Blau sacht rieselt Blatt um Blatt.

Zur Höhe wandre ich mit stillen Schritten,
Zum Friedhof, von Cypressen dicht umschmiegt;
Wo in der Einsamkeit der Gräber mitten
Auch Deine letzte Ruhestätte liegt.
Ein Vöglein singt ob Deinem Grab im Blauen,
Herbstfäden glänzen silbern in der Luft — —
Und Du kannst all die Schönheit nicht mehr schauen,
Und Dich umschließt die kalte, enge Gruft!

Wie lange ich verweilt, ich weiß es nimmer,
An Deinem Grabe dort in stiller Qual . . .
Die Berge lagen schon im Abendschimmer,
Und weiße Nebel stiegen aus dem Thal.
Die Sonne war bereits dahingegangen,
Nur golden glühte noch der Wolken Rand.
Ein sanfter Hauch strich mir um Stirn und Wangen,
Mir wars, als spürt ich Deine liebe Hand. . . . Dülma Krebs.

Wiedererstandenen.

Roman von M. E. Braddon.

[Nachdruck verboten.]

1.

Winter ringsum; kein Winter wie in den hellerleuchteten Straßen der Städte, nicht der Winter der Zivilisation mit all seinen Hilfsmitteln und leicht zu treffenden Vorkehrungen, den grünen Frost zu bewältigen, sondern der Winter in seiner graufigsten Gestalt, mitten in den pfadlosen Wäldern, wo nur der Trapper umherstreift, der Winter in einer so schauerlichen Einöde, daß der Ton der menschlichen Stimme fremdartiger und unheimlicher erscheint als die grause Stille, die hier herrscht, der Winter im britischen Nordamerika, westlich von den Felsengebirgen. Es ist Dezember, der trübste Monat des ganzen Jahres.

Drei Männer sitzen um das Holzfeuer gefauert in einer rohgezimmerten Blockhütte mitten im Walde, der sich in die Unendlichkeit auszudehnen scheint. Die Männer sind Reisende, die zum Vergnügen in diese unwirklichen Gegenden vorgedrungen sind, doch jeder



Ein gutes Geschäft. Nach dem Gemälde von D. Kohn.

von einem anderen Verlangen durchglüht. Bei dem ersten, Julius Kolling, einem Arzt, war es der heiße Wissensdurst, der sich in manchen Gemütern bis zur Leidenschaft steigert, welcher ihn in diese Einöde getrieben hat. Er will diesen seltsamen wüsten Landstrich zwischen Garry und Viktoria durchforschen und hatte sogar gehofft, nordwärts bis zu den eisungürteten Küsten des Polarmeeres vorzudringen.

Betrachten wir ihn, in dem dämmrigen Winkel am Feuer sitzend. Durch die Fenster von Elenhaut kann das winterliche Licht nur schwach eindringen. Das scharfe Profil des jungen Mannes, die breite Stirn, die klaren, grauen Augen, der energische Mund und

das von buschigem Bart umrahmte Kinn kennzeichnen seinen Charakter zur Genüge. Festigkeit, Geduld und Standhaftigkeit durchleuchten seinen Blick.

Auf der anderen Seite des Herdes sitzt der Student der Rechte, Gottfried Trebor, ein hübscher, kräftiger und allezeit heiterer junger Mensch.

Der Dritte in der Gruppe ist Dagobert Holm, ein geborener Hamburger, der sich den beiden andern aus Sucht nach Abenteuern angeschlossen hat.

Alle drei warten auf die Rückkehr ihres Führers, eines Indianers, den sie ausgeschiedt hatten, den verlorenen Pfad zu suchen und aus einer entfernten Feste Lebensmittel zu holen. Wenn er sein Ziel nicht erreicht oder unterwegs umkommt, sind sie verloren. Ihre Vorräte sind erschöpft, und bringt der Führer nicht neue mit, so bleibt diesen sorglosen Abenteurern kaum die leiseste Hoffnung, die blauen Wogen des stillen Ozeans je wieder zu sehen. Die Möglichkeit, unterzugehen, haben die Gefährten oft ins Auge gefaßt.

Von den drei Wanderern ist Dagobert Holm der einzige erfahrene Reisende. Er ist naturalisierter Engländer und Schiffskapitän; nachdem er sich als Schiffseigentümer ein hübsches Vermögen erworben, hat er sich in Vanham ein Landhaus erbaut, halb im Hamburger, halb im Schiffsstil. Doch sein Auge, das zwanzig Jahre lang das unendliche, ewig wechselnde Meer beherrscht hat, fand am Lande nicht den geeigneten Ersatz, und ohne Bedenken schloß er sich der Expedition Gottfried Trebors nach dem fernen Westen an.

Zehn Tage verfloßen, öde schauerliche Tage. Die kurzen Tage gleiten schnell wie Geister vorüber, nur die Nächte wollen kein Ende nehmen. Die Gefährten sitzen in ihrer Blockhütte in dumpfem Schweigen, nicht aus gegenseitigem Groll, die Eintracht zwischen ihnen ist nie gestört worden, aber worüber sollen sie reden? Ueber den unvermeidlichen Tod, das grausame Nagen des Hungers?

Noch ist etwas getrocknetes Fleisch vorhanden, um den dünnen Lebensfaden einige Tage fortzuspinnen. Die Gegend, in die ihr Fuß sich verirrt, scheint weit und breit von Menschen verlassen.

So sitzen sie stumm und bewegungslos während der kurzen Zeitdauer, die sie Tag nennen, als sich etwas so unerwartetes ereignet; daß sie starr vor Ueberraschung, mit angehaltenem Atem lauschen. Eine Stimme, eine menschliche Stimme unterbricht die Totenstille, ein verwildertes Gesicht, in dem zwei feurige Augen glühen, späht durch die Thür, nachdem eine knochige Hand den Wachstuchvorhang zurückgeschoben hat, der als Schutz gegen den scharfen Nordwind dient.

Das Gesicht gehört keinem Indianer, es ist so weiß wie das der Freunde. Bei dem matten Licht, das durch die Fenster fällt, sehen sie es in fragender Neugier auf sich gerichtet.

„Forschungsreisende?“ erkundigt sich der Fremde, „und Engländer?“

„Ja, englische Entdeckungsreisende.“

„Von der englischen Regierung ausgeschiedt?“

„Nein, wir sind auf eigene Faust hierher gekommen,“ erwiderte Gottfried Trebor dem unheimlichen Gesellen, „aber kümmern Sie sich nicht darum, wie wir hergekommen sind, die Frage ist, wie wir wieder von hier wegkommen. Treten Sie ein, und lassen Sie den Vorhang wieder herunter. Wo ist Ihre Gesellschaft zurückgeblieben?“

„Ich gehöre zu keiner Gesellschaft, ich bin allein.“

„Allein!“ wiederholten die Wandergenossen bitter enttäuscht.

Sie waren im Begriff gewesen, den langen hageren, fast nur in Lumpen gehüllten Menschen als den Verkündiger naher Rettung zu begrüßen.

„Im vorletzten Sommer war ich mit einer Gesellschaft von Nankess weit, weit von hier oben in den Eisbergen und war ihnen sehr nützlich, denn ich verstehe verschiedene indianische Sprachen und konnte ihnen als Dolmetscher dienen. Es war schwer, mit ihnen fertig zu werden, zu guter Letzt veruneinigten und trennten wir uns, sie gingen ihrer Wege, ich die meinigen. Es war Winter, als ich sie verließ und ihre Vorräte erschöpft.“

„Sie sind also seit fast einem Jahre allein?“ fragte Julius Rolling den verwildert aussehenden Fremden. „Wie haben Sie während dieser Zeit gelebt?“

„Wie es sich gerade traf, manchmal mit Indianern, manchmal mit Eskimos, oft allein. So lange ich eine Ladung für meine Flinte habe, fürchte ich mich nicht vor dem Verhungern.“

„Kennen Sie diesen Teil des Landes?“

„Nein, ich habe mich nur hierher verirrt, doch hoffe ich, daß sie mir Obdach geben werden.“

Die drei Gefährten blickten einander an. Gastfreundschaft ist eine schöne Tugend, für diese Männer aber bedeutete sie soviel wie die Verkürzung der ihnen noch zugemessenen wenigen Lebensstage. Ihre dürftigen Vorräte mit diesem Fremdling teilen, war eine Art Selbstmord. Doch das Gebot der Menschlichkeit überwog.

„Ja,“ erwiderte Julius Rolling, „wir sind bereit, mit Ihnen zu teilen, es ist aber nicht viel, nur noch für einige Tage aus-

reichend.“ — Der Fremde nahm einen Sack von der Schulter und warf ihn auf die Erde.

„Darin ist mehr als für eine Woche Nahrung,“ rief er, „gedörrtes Reintierfleisch, etwas schimmelig zwar, doch denke ich, Sie werden augenblicklich nicht gar zu wählerisch sein.“

„Gott,“ stöhnte Gottfried Trebor, „männ ich mich erinnere, welche Lederbissen ich in Valliol zu schlecht für mich fand!“

„Valliol!“ sagte der Fremde, Trebor neugierig musternd. „Sie sind also aus Valliol?“

„Ja, ich war dort. Haben Sie auch in Dyford studiert?“

„Sehe ich danach aus?“ fragte der Fremde mit rauhem Lachen. „Ich komme von nirgends her, habe keine Vergangenheit und weder Verwandte noch Freunde, doch mit den Eingeborenen hier zu Lande weiß ich mich zu verständigen, was Sie von sich wahrscheinlich nicht sagen können. Wenn Sie mir gestatten zu bleiben, bis diese höllische Jahreszeit vorüber ist, und die Trapper des Weges kommen, stelle ich mich Ihnen als Dolmetscher und Diener zur Verfügung.“

„Wenn!“ seufzte Julius Rolling. „Wir werden das Ende dieses Winters nimmer erleben. Bleiben Sie bei uns, wenn es Ihnen beliebt. Im schlimmsten Falle sterben wir zusammen.“

„Sie scheinen keinen Tabak mehr zu haben, hier ist welcher, meine Herren.“

„Vor drei Tagen schon rauchte ich meine letzte Pfeife,“ stöhnte Gottfried Trebor.

„So rauchen Sie wieder eine,“ rief der Fremde, einen Lederbeutel aus seiner Tasche ziehend.

„Der Himmel segne Sie!“ jubelte Trebor. „Willkommen unter unseren Zelten, doch wenn einer rauchen darf, müssen es auch die anderen. Wir sind Brüder im Unglück und verpflichtet alles zu teilen.“

„Nur zu, nur zu!“

Und alle drei stopfen ihre Pfeifen und zünden sie an, und auch der Fremde zündet seine Pfeife an und raucht schweigend, aber keineswegs mit verzückter Miene. Seine Stirn verdüstert sich, die dunklen Augen, die in seinem mageren Gesicht unnatürlich groß erscheinen, wandern in der Hütte von Gegenstand zu Gegenstand, mustern die Jagdmesser und die Angelgeräte an der Wand und betrachten mit Neid Trebors hübsche Büchsenammlung.

Die beobachtenden Blicke des Fremden haben fast den Kreis durchwandert, als sie plötzlich wie gebannt auf einem Punkte ruhen und in einem Feuer erstrahlen, das dem Gesicht einen ganz neuen Ausdruck verleiht. Mit seinem hageren Finger deutet er auf den Gegenstand des Entzüdens.

„Eine Geige!“ ruft er mit gurgelndem Lachen. „Es ist länger als ein Jahr her, seit ich meine Violine auf der Fahrt über den Mackenzie verloren habe. Erlauben Sie mir darauf zu spielen?“

Und mit flehenden Blicken sah er dabei einen der drei Männer nach dem anderen an.

„Sie spielen wirklich die Geige?“ fragte Rolling, die Nase aus seiner Pfeife klopfend.

„Sie gehört also Ihnen?“

„Ja, spielen Sie nur, wenn es Ihnen Freude macht. Es ist eine echte Amati. Ich habe sie gehütet wie meinen Augapfel.“

Der Fremde nahm den Violinkasten von dem Wandbrett, auf dem der Besitzer ihn sorgfältig hingestellt hatte, stellte ihn auf den roh zusammengezimmerten Tisch, schlug den Deckel des Kastens zurück und betrachtete die auf himmelblauem Sammet gebettete Amati mit zärtlichen Blicken. Behutsam hob er die Geige auf, legte sie an seine Schulter und neigte wie lieblosend das Kinn darüber.

Rolling beobachtete den Fremden mit Spannung. Die Hand, mit welcher dieser Mensch die Geige stimmte, die zitternde Erregung, mit der er die Saiten berührte, alles verriet leidenschaftliche Begeisterung für seine Kunst.

Jetzt durchschwirrte ein langgezogener, klagender Ton, wie das Schluchzen eines gebrochenen Herzens, die niedrige Gütte. Es war eine Musik, seltsamer, wilder und erhabener als die, mit welcher Orpheus die Unterwelt erschütterte. In den wetterharten Zügen spiegelte sich wieder, was die Seele durchtobte, ein Aufruhr der Empfindung, der sich stets steigend, die Grenzen des Wahnsinns streifte.

Die drei Gefährten lauschten der seltsamen Phantasie wie weltentrückt. Auf Julius Rolling machte die Musik einen eigentümlichen Eindruck. Staunen und Bestürzung flammte in seinen Augen, dann loderte es plötzlich wie Jörn darin auf, seine Frauen zogen sich zusammen, und mit atemloser Ungeduld erwartete er das Ende des Spiels. Bei dem langsam verhallenden letzten Ton sprang er von seinem Sitz auf und trat vor den Fremden hin.

„Waren Sie jemals in Hampshire?“ fragte er kurz und scharf.

Der Fremde zuckte wie erschrocken zusammen, verriet aber keinerlei Verwirrung und legte die Geige ebenso behutsam in den Kasten zurück, wie er sie herausgenommen hatte.

„Sampshire,“ wiederholte er, „Sampshire in Massachusetts?“
 „Ja, mehr als einmal.“
 „Sampshire in England. Waren Sie im Jahre 1889 dort?“
 „Ich bin noch niemals in England gewesen.“
 „Dann sind Sie nicht derjenige, für den ich Sie zu halten geneigt war. Aber das war auch ein närrischer Einfall. Es giebt wohl mehr Leute in der Welt, die wie der Teufel spielen.“

„Sie sind nicht besonders höflich,“ entgegnete der Fremde.
 „Weshalb nicht? Verlassen Sie sich darauf, wenn der Teufel

überhaupt Geige spielt, so spielt er gut. Ich würde weiß Gott was darum geben, könnte ich das Instrument so beherrschen, wie Sie es vermögen, nur —“

„Was nur?“
 „Nur bilde ich mir ein, daß in den Tiefen meines Gemütes eine unheimliche Gewalt sich zu regen beginnen würde, wenn meine Phantasten die Gestalt der Ihrigen annehmen würden.“ Der Fremde antwortete nicht. Die mageren Arme ineinander geschlagen, den Blick auf das Feuer gerichtet, verankert er in schweigendes Nachdenken. Bei der Beleuchtung der aufzüngelnden bläulich-roten Flammen bot sein Gesicht keinen angenehmen Gegenstand der Betrachtung, doch war es eigentümlich genug, den Blick zu fesseln. Seine Augen waren dunkelbraun, die Stirn merkwürdig niedrig, und das Haar bildete darauf eine Spitze, die von den Schläfen nach der Mitte zulief; die Nase war lang und scharf gebogen, die Backenknochen traten infolge des Hungers stark hervor. Durch den verwilderten schwarzen Bart wurden die glitzernden weißen Zähne sichtbar.

Rolling starnte nachdenklich ins Feuer. Es waren fünf Jahre her, seit man ihm von dem Spiel eines Musikliebhabers erzählt, das dieselbe teuflische Vollendung gehabt haben sollte wie das dieses Fremden. Der Mann in der Heimat war allerdings Pianist;

auch erschien es ihm eine Tollheit, nur einen Augenblick anzunehmen, der Mensch, dem er durch ganz England und darüber hinaus nachgejagt war, sollte ihm hier im Urwald begegnen. Das wahnsinnigste Spiel des Schicksals konnte kaum einen solchen Zufall herbeiführen.

Daß der Fremde behauptete Amerikaner und nie in England gewesen zu sein, war so wenig ein Beweis für die Unwahrheit seiner Angaben, wie das reine Englisch, das er sprach.

„Nach der Beschreibung, die man mir von jenem gemacht hat, stimmt sein Aussehen mit dem dieses Menschen überein, natürlich mit Berücksichtigung der obwaltenden Umstände,“ dachte er. „Gochgewachsen und dunkel-

haarig, von hagerer, geschmeidiger Gestalt, lange, gebogene Nase, Falkenaugen, so wurde er mir in Wykham von drei verschiedenen Personen geschildert. Doch ich bin ein Narr, daran zu denken! Habe ich nicht Unannehmlichkeiten und Kummer genug durch jene Vorfälle erlebt, und würde es ihr, die vielleicht schon im Grabe ruht, nützen, wenn ich die Gelegenheit fände, zu erfüllen, was ich vor fünf Jahren, beinahe noch ein Knabe, gelobte?“

Der Fremde neben ihm starnte noch immer mit nachdenklicher Miene in die Glut.

„Sagen Sie mir,“ rief Rolling, aus seinem träumerischen Sinnen erwachend, „wie es kommt, daß Valliol Ihnen ein so vertrauter Name ist, obwohl Sie niemals in England waren?“

„Ich denke, es ist nichts Besonderes, daß ich in meinen besseren Tagen von einem mir befreundeten Engländer den Namen des Ortes öfter hörte, wo er studierte.“

„Gewiß nicht, doch möchte ich mir erlauben, zu bemerken, daß ich noch immer vergebens darauf warte, der Fremde, mit dem wir unser Brot brechen, werde uns seinen Namen nennen. Das

Obdach, das wir Ihnen bieten konnten, ist erbärmlich genug und der Tod uns ziemlich sicher, innerhalb wie außerhalb dieser Hütte. Dennoch bitte ich Sie, uns Ihren Namen nicht länger zu verschweigen.“

„Als ich der Zivilisation den Rücken kehrte,“ entgegnete der Fremde verstoßt, „verzichtete ich auf meinen Namen und ließ mir keine Karten mehr drucken. Wenn Sie mir Ihre Gastfreundschaft nur unter der Bedingung gewähren, daß ich Sie mit meiner Vergangenheit bekannt mache, verzichte ich darauf. Der Tod ist, wie Sie sehr richtig bemerkten, hier nicht viel weiter entfernt als draußen im Schnee. Ist es Ihnen im Interesse des geselligen Verkehrs nur um meinen Namen zu thun, so nennen Sie mich wie die Indianer nur mit einem Beinamen ihrer eigenen Erfindung: Matschi Wohkamarn.“

„Das bedeutet: Messer des Bösen, kaum ein geeigneter Name, Vertrauen zu erwecken; doch werden wir uns damit begnügen müssen, wenn Sie darauf beharren, Ihren wirklichen vor uns zu verbergen.“

Die Tage gingen langsam hin, aber der Führer kehrte nicht zurück in die pfadlose Waldwildnis zu den armen Verirrten, um deren Hütte der Schnee sich immer höher aufstürzte. Von den beiden Führern, mit welchen sie ausgezogen waren, flüchtete der

eine auf ihrem besten Pferd, noch ehe sie die Gebirgskette überschritten hatten. Der indianische Führer zeigte sich zuverlässiger. Er blieb ihnen treu zur Seite. Ein Schneesturm überraschte sie und sie verloren den rechten Weg. Auf Rollings Rat erbauten sie eine Blockhütte, um das Schlimmste darin abzuwarten, während der Indianer nach dem Fort zurückgeschickt wurde, Hilfe und Lebensmittel zu holen. Der Indianer konnte ohne ihre Begleitung, wie er versicherte, den Weg dreimal so schnell zurücklegen wie in ihrer Gesellschaft.

Der Bote war bei der Ankunft des Fremden schon fünf Wochen abwesend, aber die drei Gefährten hofften dessen ungeachtet auf seine

Rückkehr. „Ich hoffe, daß er nicht durchgegangen ist, wie der andere Gallunke,“ bemerkte Trevor eines Tages. „Es war eigentlich gewagt, ihm unser Geld zum Ankauf von Pferden und Mundvorrat anzuvertrauen.“

„Sei unbesorgt!“ beruhigte ihn Rolling, „der Indianer ist ein ehrlicher Kerl, der andere war ein Halbblut, und die Sorte taugt nie etwas.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Kolonialhaus in Berlin.



Aus dem Kolonialhause: Waffen, Boot und Koffer für Tropenreisende.

Das neue Mädchen.

Skizze von Pierre Euguet Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von A. Heim.

[Nachdruck verboten.]

Der Schriftsteller Lardi arbeitete in Pantoffeln und warmem Schlafrock eifrig an dem ersten Kapitel eines neuen Feuilleton-Romans „Bombe und Gift“. Er hatte schon eine unschuldige Waise ermordet und deren Großmutter zu ihren Vorfahren heimkehren lassen, als Frau Lardi in das Arbeitszimmer ihres Gatten trat.

„Liebster Mann, willst Du das neue Mädchen sehen? Mir gefällt die Person nicht so recht.“

Lardi hob den Kopf; somit blieben dem dritten Opfer des Romans noch einige Minuten des Lebens geschenkt und während in seinen Blicken noch all die Mordgedanken zu lesen waren, sagte er: „Nein, ich will das neue Mädchen nicht sehen. Das ist Deine Sache. Laß mich doch in Ruhe arbeiten, Du störst mich immer gerade, wenn ich im besten Zuge bin.“

„Aber sie wartet im Vorzimmer.“

„Na! dann meinestwegen, laß sie hereinkommen. Treten Sie näher, Kind! Also Sie sind das neue Mädchen. Sie sehen ja ganz nett aus, wie heißen Sie?“

„Marie Delaru, Herr Lardi.“

„Ein netter Name, aber ich werde Sie lieber Sidonie rufen. So hieß das vorige Mädchen, und das ist mir bequemer. Was können Sie denn?“

„Mes.“

„O, Sidonie, ehe ich es vergesse, haben Sie denn Zeugnisse?“

„Nein, Herr Lardi, ich bin noch nicht in Stellung gewesen.“

„Na, das schadet nichts, wir werden Sie schon anlernen. Woher sind Sie denn übrigens?“

„Aus meiner Heimat, Herr Lardi.“

„Das kann ich mir wohl denken! Aus China werden Sie nicht kommen! Aber wo ist Ihre Heimat?“

„In der Nähe von Brest.“

„O! dann sind Sie ja eine kleine Seeratte.“

„Das weiß ich nicht, Herr Lardi.“

„Ja, ja! Gewiß eine kleine bretonnische Seeratte.“

„Bretonnin? Ja, Herr Lardi.“

„Na, nun muß ich arbeiten. Das junge Mädchen wartet auf mich!“ Und er schrieb; die Feder flog nur so über das Papier:

Die unglückliche röchelte vor Schmerzen und Entsetzen. Sie wand sich auf der Erde, die von ihrem Blut rot war; ihre Nägel gruben sich verzweiflungsvoll in den Arm des Glenden.

Aber plötzlich warf sie ein Schlag der noch kräftiger als alle vorher, zu Boden; unbeweglich lag sie dort... eine Leiche, der Kopf war fast ganz vom Kumpfe getrennt.

Der Mörder stieß einen wilden Triumphschrei aus... „Donnerwetter! mir wird ja selbst ganz gruselig dabei,“ sagte Lardi und drehte sich eine Zigarette.

Während das unglückliche Geschöpf so ihr Leben aushauchte, führte Frau Lardi das neue Mädchen in den Haushalt ein. Sie zeigte ihr die Küche, die Wirtschaftsräume, Keller, Boden und das ihr bestimmte Zimmer. Marie-Sidonie hörte aufmerksam zu. Sie schien sich alles genau zu merken, was der „Herr“ gern hatte und wie es die „gnädige Frau“ wünschte. Nur dann und wann stellte sie eine bescheidene Frage mit einer Stimme, deren tiefem Klang man es anmerkte, daß das Mädchen ihr Lebenlang die kräftige, salzige Seeluft eingeatmet hatte. Dann fing sie an in der Küche zu hantieren und zwar mit großer Sicherheit. Flink und behende fand sie jedes Stück; es war eine wahre Freude sie bei der Arbeit zu sehen. Außerlich war Maria Delaru eine große, hagere Erscheinung, mit etwas rotem Teint und einem drolligen Gesichtsausdruck. Sie trug sich wie es in ihrer Heimat üblich: Kurze Röcke und das kleine typische Häubchen. Hände und Füße waren zierlich. Auf der Oberlippe hatte sie einen leichten Flaum, und das verließ ihrem Gesicht etwas entschlossen Bewußtes.

Das Frühstück war sehr gut, und Herr Lardi, der sich über die drei fertig gebrachten Morde freute, war in bester Laune. Auch das Mittagessen war tadellos, und als die Gatten zur Ruhe gingen, beglückwünschten sie sich leise zu der „Perle“ die sie ins Haus genommen hatten. Auch am nächsten Tage ging alles wie am Schnürchen, nur als Lardi gegen 11 Uhr nachts noch einmal in die Küche kam, er hatte bemerkt, daß er keine Streichhölzer im Zimmer hatte und wollte diese holen, überraschte er das neue Mädchen rittlings auf einem Stuhl sitzend und eine Pfeife rauchend! Er traute seinen Augen nicht. Da er auf Filzschuhen ging, so hatte Marie-Sidonie sein Kommen nicht bemerkt. Lardi machte auch sofort schleunigst kehrt; er weckte seine Frau aus dem ersten, süßen Schlummer und teilte ihr ganz erregt das Ereignis mit.

„Aber Du träumst,“ antwortete Frau Lardi.

„Ich, träumen? . . . Sieh doch selbst nach.“

Heimlich schlich auch Frau Lardi nach der Küche und kam gleich ebenso erregt, wie der Gatte, zurück.

Ja, es war in der That so, sie rauchte eine mächtige Pfeife! Die ganze Küche war voll Qualm. Lange dachten die Gatten nach, bis plötzlich Lardi in helles Lachen ausbrach.

„Herr Gott, sind wir dumm!“

„Wie so?“

„Marie-Sidonie raucht, weil sie aus der Bretagne ist, und weil dort alle Frauen rauchen!“

„Glaubst Du das?“

„Ich weiß es ganz bestimmt. Ich habe davon sogar in meinem vorletzten Roman: „Die Räuber von Goldo, oder der zerrissene Strick,“ erzählt. Erinnerst Du Dich denn nicht daran?“

„Ja, ja, jetzt fällt es mir ein! Na schlaf gut, Männchen.“

„Gute Nacht, lieber Schatz.“

Einige stillfriedliche Tage folgten. Das neue Mädchen war wirklich eine Perle, pünktlich, sauber, flink, immer freundlich und höflich. Frau Lardi rühmte sie bei allen Bekannten, und die beneideten ihr den weißen Raben.

Da eines Tages stöberte Frau Lardi, neugierig wie sie war, in Abwesenheit des Mädchens in deren Zimmer herum und fand ein Stückchen Papier in dem etwas eingewickelt gewesen war und auf dem in ungeübter Hand und allen orthographischen Regeln spottend, die Worte standen: „Mein geliebter Julius! Seit acht Tagen habe ich Dich nicht gesehen. So geht das nicht weiter! Laß Deine Herrschaft heute allein, oder ich mache Dir eine Szene! Bestimmt abends hinter der Kirche . . .“

Die Unterschrift war unleserlich. Frau Lardi war zuerst starr. Dann stürzte sie zu dem Gatten ins Zimmer, der wieder bei einem Mord in „Bombe und Gift“ angekommen war. Mit tragischer Miene legte sie den kleinen Zettel vor ihm auf den Tisch.

„Was ist das?“ fragte sie.

„Mein geliebter Julius . . . Was soll das heißen?“

„Das habe ich im Zimmer des Mädchens gefunden!“

„Und was vermutest Du?“

„Ich, gar nichts! Ich bringe den Wisch Dir, der Du ein so feiner Psychologe bist!“

„Und darum störst Du mich bei der Arbeit? Na! Das Kind hat einen Bräutigam und trifft sich mit ihm; das ist doch ganz einfach. Und da der besagte Bräutigam nicht ganz so feurig wie sie zu sein scheint, so bedroht sie ihn. Das kommt alle Tage vor. Ich möchte wetten, daß Sidonie Dich gebeten hat, heut abend auszugehen zu können.“

„Ja, das stimmt.“

„Na also! Leg den Zettel wieder dahin, wo Du ihn fortgenommen hast. Laß Sidonie ihre Liebesgeschichten allein ordnen. Und mich laß mit meinem alten Schäfer allein, den ich noch nicht auf gute Weise verschwinden lassen kann. Um 11 Uhr frühstücken wir, nicht wahr?“

„Ja, lieber Mann.“ — Und Lardi schrieb:

Der arme Mensch setzte sich noch zur Wehr. Er wollte nicht sterben. Er wollte nicht in das Grab das Geheimnis mitnehmen, das er allein kannte.

Da stürzte sich der falsche, russische Edelmann auf ihn, packte ihn an der Kehle und ließ die mächtigen Hände nicht eher von dem Hals seines Opfers, bis es als Leiche vor ihm lag.

„O! Verräter!“ rief er dann, „Du wirst mich nun nicht mehr hindern, die Gräfin zu heiraten!“

„Du irrst Dich,“ antwortete eine drohende Stimme . . .“

In dieser Weise schrieb Lardi wohl noch eine halbe Stunde weiter. Aber plötzlich wurde er durch lebhaftes Sprechen, männliche Stimmen, die aus der Richtung des Mädchen-Zimmers kamen, von seiner Arbeit gestört.

„Was ist denn das?“ fragte er sich und stand schnell auf, um das Zimmer und seinen Schäfer, den falschen Edelmann und die Gräfin im Stich zu lassen, weil er nachsehen wollte, was der Lärm zu bedeuten habe. Ein eigentümlicher Anblick bot sich ihm dar.

In ihrem Zimmer saß das neue Mädchen „die Perle“, der „weiße Rabe“ mit entblößtem Oberkörper, — ein männlich kräftiger Brustkasten ganz und gar mit Tätowierungen bedeckt — auf einem Stuhl und neben ihr hielten zwei Schutzleute Wache. Der Polizeihauptmann der Wache war auch da und rief: „Wir kennen Dich, Julius Klupier! Vorwärts, marsch! Dein Anschlag ist diesmal nicht glücklich.“

Frau Lardi lehnte, einer Ohnmacht nahe, an der Thür, und der Gatte fragte entsetzt: „Was geht denn hier vor?“

„Was hier vorgeht, Herr Lardi? Sie haben über acht Tage einen der schlimmsten Verbrecher, auf den die Polizei schon lange fahndet, bei sich herberbergt und können sich glücklich schätzen, noch mit dem Leben davon gekommen zu sein.“

Und ehe Lardi noch wußte, was er antworten sollte, hatten die Beamten den Verbrecher schon hinausgeführt. . . .

Das Pflegekind. *)

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Nachdruck verboten.]

In Moabit bei Berlin lebten nicht übermäßig sorgenlos zwei Witwen Brinkmann, Mutter und Tochter mit dem kleinen Paul, dem Sohn und Enkel. Dieser aber ein stilles Kind, dem ein kurzer Fuß noch manche Freuden, die anderen Kindern blühten, versagte,

wie es genannt wurde, wächst heran, ein unbezwinglicher Freiheitsdrang veranlaßt sie, bald nach der Konfirmation sich eine Stellung zu suchen und eine Wohnung außerhalb zu nehmen. Paul, der inzwischen zu einem Kaufmann ins Geschäft gekommen ist, und dort



Heimkehr vom Schützenfest! Gemalt von Fr. Prölsch.

mußte nach Anraten des Hausarztes einen Spielgefährten haben. Es wurde ein Pflegekind genommen, das bald durch seine Charaktereigenschaften sich die Herrschaft im Hause zu erringen wußte, an dem aber Paul mit abgöttischer Liebe hing. Annette oder Nettchen

*) Für unsere neu eintretenden Leser bringen wir in dem ersten Abschnitt eine kurze Wiederholung der in den früheren Kapiteln bereits erzählten Vorgänge.

im Laufe der Jahre zum gutsituierten Buchhalter abanciert, findet sein Nettchen, nach welcher ihm noch immer die Sehnsucht zieht, erst in der Hasenheide bei Berlin als Angestellte in einer Schießbude. Später erfährt er, daß sie als Türkin verkleidet eine Fahrt mit einem Ballon unternehmen will, den sie, nachdem er eine entsprechende Höhe erreicht, mittels Fallschirm verlassen soll. Groß-

mutter, Mutter und Sohn versuchen Nettchen dieses Vorhaben auszurechen, es gelingt ihnen nicht. Alle drei wollen dem Aufstieg beiwohnen; da im letzten Augenblick sinkt Nettchen der Mut, sie weigert sich, die Gondel des Ballons zu besteigen, Paul holt sie zu seinen Angehörigen und sie verbleibt vorläufig bei diesen, welche im Laufe der Zeit übereinkommen, daß nur eine eheliche Verbindung Pauls mit Nettchen, die trotz ihres bewegten Lebens immer brav geblieben war, zum Wohle des ersteren ausfallen könne. Nettchen kommt zu einer Näherin, um bei dieser die nötige Handarbeit zu lernen. Dort lernt sie eine Nichte ihrer Lehrherrin kennen und sieht ein, daß diese eine bessere Frau für Paul, den sie nur als Bruder liebt, sein würde. Sie verläßt daher kurz vor ihrer Hochzeit heimlich das Haus und spricht brieflich die Hoffnung aus, daß Pauls und Johannes Herzen sich finden mögen, was auch nach längerer Zeit geschieht. Nettchen hat sich inzwischen einer reisenden Schaustellerfamilie angeschlossen, sie selbst dressiert Hühner, Tauben, Gänse usw. Zu dieser Truppe stößt ein Mr. Seitre, der bereits herborragendes als Artist geleistet, mit diesem vereinigt sich Nettchen schließlich zu einer artistischen Tournee, nachdem sie gemeinschaftlich die Truppe heimlich verlassen. Paul und Johanne erfreuen sich ihres jungen Eheglücks, nur ein Schatten hatte es gestreift, der Tod von Pauls Mutter, dafür aber hatte das Erscheinen eines jungen Pauls das Band der sich trenn Liebenden noch enger geknüpft. Es war ein kräftiger stämmiger Bursche, mit dem die Urgroßmutter, als er laufen konnte, hinaus mußte in den kleinen Tiergarten in Moabit, wo regelmäßig zur Nachmittagszeit eine große Frauen- und Kinder-Versammlung stattfindet.

[Fortsetzung.]

Paul an ihrer runzligen Hand vorsichtig und langsam geleitend, mengte sich die Alte bescheiden in den lauten Kreis. Sie kannte niemanden von all' diesen Menschen, oder doch nur dem Ansehen nach. So viele Jahre sie auch schon mit den Thren in diesem Stadtteil heimisch war — sie hatte nie irgend welche Freundschaft geschlossen; zwischen ihr, ihrer schwerfälligen, ostpreussischen Dentweise und diesem mundgewandten und raschen Volke schien ihr ein unüberbrückbarer Abstand zu liegen.

Sie setzte sich mit Paul in die einsamste Ecke, auf die einsamste Bank und ließ das Kind zu ihren Füßen spielen. Aber sie konnte nicht verhindern, daß ein Luscheln durch die in der Nähe befindlichen Frauengruppen ging, und man unverhohlen spöttisch auf das Kind zu ihren Füßen blickte. — Allerdings nahm der kleine Paul sich sonderbar genug aus. — Auf seinem Matrosenanzuge, den zwei Anker zierten, prangten goldene Schnüre, welche die Hofen nähte, die Brust und wie bei einem Husaren auch noch die Rückenläume verzierten. Am Hute trug er goldene Kokarden, und eine kleine, falsche, goldene Uhr an der Weste, und seine Mutter würde ihm auch noch die Stiefel vergoldet haben, wenn dies nur einigermaßen mit der herrschenden Sitte zu vereinigen gewesen wäre.

Johanne hatte kein Arg darin gefunden, als sie ihrem Jungen so viel Gold auf seinen äußeren Menschen nähte; ihre Sehnsucht, ihn schön und stattlich zu machen, und so glänzend und prächtig, daß er wie ein blankes Geldstück der ganzen Menschheit in die Augen stehen sollte, war nichts anderes als derselbe Ueberschwang von Liebe, mit dem sie damals ihren ersten Tannenbaum herausgeputzt hatte — Aber die Großmutter empfand das Lächerliche, das in diesem Aufputz lag. —

Still sah sie auf das Kind hernieder. Es wäre ein Leichtes für sie, mit ihrem Trennmesser durch alle diese goldenen Schnüre zu fahren und sie abzutrennen — Sie schüttelte den Kopf. Nein, sie würde Johanne keinen Schmerz verursachen, und sei es um allen Spott der Welt! Ihre Augen umfaßten im Geiste das Bild der Schwiegertochter, die zarte Erscheinung, die mit jedem Tage bleicher und schmäler wurde, und in deren zum Glück erwachten Augen mitunter ein fremder, unirdischer Strahl aufging — — — Und mitten im Gewühle der Menschen, von den plaudernden, jauchzenden, lärmenden Stimmen umschrien, sah sie den fernen, großen Schatten stehen und sah kampfesmutig auf ihn hin — So lösten sich rings um sie die Menschenleben, die ihr die Feuersten waren, schwebten empor, gingen auf in ein unirdisches Licht. Und sie, die weiß und runzlig war und müde, blieb zurück und kämpfte weiter.

„Komm, Paulchen,“ sagte sie, „wir wollen nach Haus. Mutterchen ist allein. Wir wollen mit ihr plaudern.“

„Ich nehme ihr ein' Kuchen mit!“ sagte der Kleine feurig, indem er in die schwarze Erde griff, und einen dicken Klob davon in seine Tasche packte. „Und ein Pferd, daß sie reiten kann.“

Die Großmutter nahm ihm den schwarzen Stecken weg, den er aus dem Gebüsch gezerrt hatte, und der ganz voll Dornen und wecker Papierfetzen hing.

„Wir kaufen ihr etwas besseres, — eine Tüte voll Trauben,“ sagte sie. „Da kriegt dann mein Paulemann auch etwas davon ab.“

Langsam gingen sie. „Wie spät ist es, mein Kind,“ fragte die Großmutter, um ihm eine Freude zu machen, als sie an den Ausgang gekommen waren.

Der Kleine sah ernsthaft auf seine Uhr. „Es ist sieben,“ sagte er, „da muß ich in mein Deßäß.“

Er sprach nach was er vom Vater gehört hatte. Die Großmutter blickte auf ihn hin und mußte wehmütig lächeln. Das war derselbe kleine Paul, der damals so ernst und altväterlich geplappert hatte, ehe Nettchen ins Haus gekommen und ihn in ihre laute Kinderart mit hineingezogen hatte. Bei dem Gedanken an diese Zeit konnte die alte Frau einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Was war aus Nettchen geworden? War sie längst in ihr Verderben gerannt? Und wie, wenn Gott dort droben Rechenschaft forderte für das ihnen anvertraute Menschenleben?

Oft sprachen sie des Abends am runden Familientisch, an dem einst Nettchen ihre Aufgaben so eilig aufs Papier gefügt hatte, von diesem Thema, Johanne in den Arm ihres Vaters geschmiegt, die Großmutter von ihrem Platz im Lehnstuhl aus. Paul streichelte Johannes weiches Haar, während er von der einstigen Jugendliebten wie von einer fernen Traumercheinung sprach; Johanne selbst hatte gedrängt, daß man Nachforschungen nach dem Verbleib der Verschollenen aufnahm — aber alles war ohne Erfolg geblieben. So hatten sie sich schließlich im Verlauf der Jahre daran gewöhnt, das Unabänderliche mit ruhigen Augen anzusehen, und nur die Großmutter trug im Innern ihres Herzens eine nie schweigende Unruhe mit sich herum. Ihre Gedanken waren dem Grabe schon so nahe, daß alles, was sie dachte und empfand, mit dem Leben da droben in Verbindung stand, und daß ihr der Rest des irdischen Daseins nur noch wie ein kleiner, dunkler Uebergang schien. Sie sprach nicht über die Tiefe dieses gläubigen Gefühles, sie war äußerlich ganz die sorgende, wirtschaftliche, treue Alte, die sie stets gewesen, aber während sie ihre Kinder in dem Vollbesitz ihres irdischen Glückes so fest am Leben wurzeln sah, löste sie selbst sich mit all' ihren Empfindungen zu einem geistigeren Dasein auf.

In ihren Grübeleien fragte sie sich jetzt oft, ob sie alle drei auch in der That nichts veräußert hätten, um Nettchens Seele mit einem Heimatsgefühl zu erfüllen, und wenn sie an die Bemerkungen des damaligen Schulkindes zurückdachte, an „schlagt mich nur, ich bin ja man bloß ein Waisenkind,“ dann regte sich in ihrem sorgenvollen Herzen etwas wie Gewissensangst, und jeder kleine Backenstreich, den sie in jener Zeit dem ungebärdigen Pflegekinde versetzt hatte, nahm in ihrem Geiste unerhörte Formen an, und verfolgte sie wie ein Gespenst. — —

Den kleinen Paul fester an die Hand fassend, schritt die alte Frau ängstlich durch die Uebergänge der Straßen. Tagtäglich las man von Unglücksfällen, von Kindern, alten und jungen Leuten, die überfahren wurden, und Paul der Aeltere las seiner Familie diese Notizen stets als abschreckende Warnung vor; aber Johanne in ihrer fatalistischen Zügelung, begriff nicht, wie man einem etwaigen Unglück gegenüber sich abwehrend verhalten könne. Wie zur Zeit im Windelbadischen Hause war es auch noch jetzt ihr Charakterzug, ihr kleines, demütiges Leben als ein Stäubchen anzusehen, das nur eine unbegreifliche Gnade hatte fortbestehen lassen, und es war gut für die kommenden Tage, daß sie diese fromme Empfindung nicht verlor.

Als die Großmutter mit Paul die Wohnung erreicht hatte, fanden sie das beste Zimmer strahlend erhellt. — Auf dem Sofa vor dem runden Tische saß ein kleiner, dicker Herr, dem Johanne jeben ein Glas Wein präsentierte. Paul der Aeltere frante hastig in seinem Schreibsekretär, auf dessen Platte verschiedene Papiere lagen. Er sah erhitzt, belebt und unruhig aus. Als er die alte Frau eintreten hörte, wendete er sich hastig um: „Da bist Du ja!“ rief er, indem er ihr fast stürmisch entgegentrat. „Wir wollten Dich damit überraschen, und haben Dir's bis heut verheimlicht, Mutterchen. Doch jetzt sollst Du es erfahren.“

Die alte Frau war von dieser rätselhaften Einleitung so schreckhaft überrascht, daß sie sich setzen mußte.

„Wir haben ein Geschäft gekauft, Großmutter, — das ist es,“ flüsterte Johanne.

„Ein Drogen- und Parfümeriewarengeschäft, verehrte Frau,“ nahm nun eilig der kleine Herr, der sich aus dem Sofa erhob, das Wort. „Ihr Enkelsohn war in der günstigen Lage, mit seinem mütterlichen Kapital die lächerlich kleine Einzahlung zu leisten. Da er der Branche bereits so viele Jahre bei Perl u. Co. en-gros gedient hat, ist es für ihn das einfachste von der Welt, einen Detailhandel zu leiten. Auf diese Weise Verehrte, wird er mit einem Schläge selbständig und sieht einer lukrativen Zukunft entgegen.“

Bei diesen Worten hätte die alte Frau den Sprecher auf den Mund schlagen mögen. Ihre Augen hefteten sich auf das schlaue, feiste und höflich lächelnde Gesicht, und mit Worten, die sich nur schwer von ihrer Zunge lösten, fragte sie: „Sind Sie der bisherige Besitzer des Geschäfts selbst?“

„Nein,“ entgegnete der kleine Mann, indem er sich etwas hastig verbeugte. „Ich bin nur der Agent.“

Die alte Frau wandte sich ab. „Paul,“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte. „Warum hast Du mir von dem Allen nichts mit-

geteilt. Johanne! Warum hast auch Du mirs verschwiegen? Gott, o mein Gott, mir ahnt es, Ihr seid in Euer Unglück gerannt.“

Der Agent wollte nun eine Klut von Einsprüchen erheben. Aber Paul schnitt ihm das Wort ab, trat zu der alten Frau, die er in einen Stuhl niederzog, und nun begann er fieberhaft zu reden.

Die Acquisition wäre die beste von der Welt, das sei doch klar. Durch die Zahlungsunfähigkeit des vorherigen Inhabers, eines leichtsinnigen Nichtsthuers, der das große und lukrative Geschäft auf die unerhörteste Weise vernachlässigt habe, sei diese Drogerie in Konkurs gekommen und durch Herrn Silber, den Agenten, zu einem wahren Spottpreis zum Verkauf angeboten worden. Der Kaufpreis ein lächerlicher, die ganze Sache förmlich auf der Straße gefunden —

„Mach keinen Quatsch,“ unterbrach die alte Frau die enthuhiastische Schilderung Pauls. „Ich erkenne Dich kaum wieder. Die Spekulationswut, der größte Teufel unter Gottes Sonne, hat Dich erfaßt. Ich brauche nur den Herrn dort anzusehen und ich weiß, mein Kind, Du bist verloren.“

Der Agent hatte seinen Hut ergriffen und stellte sich dreist in Positur.

„Madame,“ sagte er, indem er ein bedauerndes Lächeln um seine Lippen spielen ließ, „Sie werden mir noch im Geiste diese raschen Worte abbiten, die ich Ihrer augenblicklichen, leichtbegreiflichen Besorgtheit um das Wohl Ihrer Kinder zuschreibe. Wenn die Firma Brinkmann u. Ko. in der Großbeerenstraße sich einen Weltruf erworben haben wird, werden Sie an mich zurückdenken.“

„Und wer soll die „Komp.“ sein?“ fragte die Großmutter, in deren Augen Thränen ohnmächtigen Zornes traten.

„Du, liebste Mutter,“ sagte Johanne sanft. „Wir haben den Wirtschaftszuschuß, den Du uns alle Jahre in Form Deiner Staatspension gibst, seit unserer Hochzeit beiseite gelegt, und nun die Summe mit ins Geschäft gesteckt. Den Anteil auf Konto dieser Summe erhältst Du schon nach dem ersten Jahr.“ —

„Ihr habt den Verstand verloren,“ sagte die alte Frau. — Bleich, an allen Gliedern zitternd, ließ sie sich auf ihren Lehnstuhl nieder.

Noch eben hatte sie vor Omnibussen gebebt, vor den Wagenrädern da draußen, und inzwischen waren hier drinnen schwerere, grausamere Wagenräder über das Glück ihrer Lieben hinweggegangen. Diese beiden schlichteren Menschen, Paul und Johanne, hatten sich in den Kampf mit der grausamen Existenznot gemorren.

„Wie viel hast Du für das „Geschäft“ bezahlt?“ fragte sie, indem sie dem sich empfehlenden Agenten einen Blick der Verächtlichkeit zuwarf. — Paul berichtete verwirrt, daß er all sein mütterliches Geld, die ganzen 10 000 Mark hingegeben hatte.

„Und die 500 Thaler Pension, sind 11 500 Mark,“ rechnete die Großmutter mit schwerer Zunge. „O Sohn, Du hast mir bisher keinen Kummer gemacht, von Deinen Kindesbeinen an; aber dieser wiegt alle schlimmen Stunden, die Du mir bislang erspart hast, auf.“ —

Es dauerte lange, ehe sich die Großmutter soweit beruhigt hatte, daß sie der dringenden Bitte Pauls, das Geschäft doch wenigstens

in Augenschein zu nehmen, keinen Widerstand mehr entgegensetzte. „Also führt mich hin zum Schaffot,“ sagte sie bitter, und so widerwillig wie noch nie im Leben, setzte sie den altmodischen Capôthut auf, nahm die Mantille um und machte sich mit ihren Kindern auf den Weg.

Nach wenigen Minuten waren sie bis an die Haltestelle der Pferdebahn gelangt, die sie bis zum Halleschen Thor benutzen mußten. Denn dort, im äußersten Ende des Südwestens, in der Großbeerenstraße, lag das neu erworbene Geschäft.

Als die Großmutter von der weiten Reise erfuhr, die man zurückzulegen hatte, steigerte sich ihr Grimm aufs Äußerste. Die Thorheit, in jener slauen, stillen, vom Getriebe des Geschäftsverkehrs so weit entfernten Gegend einen Laden aufzumachen, schien ihr so himmelschreiend, daß sie keine Worte mehr, nur noch dumpfes Gemurre fand, in dem sie ihren Seelenschmerz zum Ausdruck brachte. —

Nach fast einstündiger Fahrt verließen sie die Pferdebahn am Endpunkt der Linie und schritten schweigend die kleine Strecke bis zur Großbeerenstraße hinab.

Zu jener Zeit war der Kreuzberg noch ein kahler, grotesker Sandhügel, ohne alle die Wunder der Gartenbaukunst, welche die neueste Kultur über seine traurigen Flächen gebreitet hat. Wo jetzt Wasserfälle rauschen, Felsgrotten winken, und bunte, glühende Blumen aus dem südlichen Dickicht der Pflanzen austauschen, war damals nichts als Sand, ein Stück Sahara am Eingang des stolzen, südwestlichen Berlin. Es war Abend geworden, der Mond beleuchtete die bergige Fläche, und die Großmutter, welche diesen kahlen, langgedehnten Hügel zum ersten male sah, erschauerte vor dem öden Ausblick, und in ihrer Phantasie malte sich die Vorstellung, daß dicht hinter dieser Gegend eine unwegsame, kulturlose Wüste beginnen müsse, von welcher für eine Drogenhandlung und deren pekuniäres Gedeihen auch nicht das Geringste zu erhoffen sei.

Der Laden, den Paul jetzt mit Hilfe eines mächtigen Schlüsselbundes öffnete, war finster und vielfach verrammelt, aber als nun der Gasbahn aufgedreht war, und das ruhige, gelbe Licht über das Interieur herniederfloß, da sah es ganz anheimelnd in dem großen Raume aus. Die bis an die Decke reichenden Regale waren in schöner, weißer Farbe mit blauen Linien gehalten, Hundeköpfe mit symmetrischen Mähnen schlossen jedesmal ein Biereck ab, und messingne Knöpfe an jeder Kastenthür gaben dem Ganzen einen metallischen, lebhaften Glanz. In riesigen Glasbüchsen standen auf dem Ladentische allerlei ins Fach schlagende Dinge, Seifen, Gaus- haltungspräparate, Nagel-, Zahn- und Fingerbürsten, Kästen die mit Schwämmen, andere die mit Schminken, Puderquasten, Pasten und so weiter angefüllt waren. Wie Schlinggewächse hingen aus den Ecken der Wände Ruffahs und gekräuselte Wachsflappen herab, in breithalsigen Glaskrufen leuchteten violette und smaragdfarbene Flüssigkeiten, — Besen, Bürsten, Staubwedel aus bunten Hahnenfedern, zierliche Tonnen voll Fett und Del, offene Blechbüchsen Lakritzen, Süßholz, Malzbonbons, und Säcke voll Gyps und Stärkemehl, sowie Drahtspähne, Scheuertücher präsentierten sich.

(Fortsetzung folgt.)

✽ Allerlei. ✽

Die großen Umgestaltungspläne für die Stadt Rom, die seiner Zeit entworfen wurden, um der Stadt eine den neueren Verkehrsbedürfnissen und ihrer Eigenschaft als Hauptstadt des Königreichs Italien angemessene Gestalt zu geben, waren bekanntlich seit mehr als einem Jahrzehnt ins Stocken geraten. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der letzten Jahre ist aber auch die private und öffentliche Bauhätigkeit wieder erwacht, und gegenwärtig vollziehen sich an verschiedenen Stellen der Stadt erhebliche Veränderungen. Im Stadtteil Prati, nahe dem der Vollendung entgegengehenden Justizpalast auf dem rechten Tiberufer, wächst ein ausgedehntes Villenviertel empor; gegenüber, in den hinter den Pincio-Anlagen sich hinziehenden hochgelegenen Quartier Ludovisi reißt sich auch ein schmucker Neubau an den andern, seit dieser Stadtteil den Wittwenitz der Königin Margherita in sich schließt und dadurch um einige Rangstufen in der allgemeinen Wertschätzung gestiegen ist. Der vor dem Hauptbahnhof gelegene Thermenplatz hat nicht nur seit einem Jahre den langbermigten Brunnen schmuck der Najadenfiguren von Rutelli erhalten, sondern wird auch binnen wenigen Monaten endlich seine architektonische Form durch den Ausbau des Halbrunds nach Via Nazionale hin, auf der Fluchtlinie der Credra der Diocletiansthermen, vollendet sehen. Am Tunnel unter dem Quirinalhügel ist dieser Tage der letzte Stein ins Gemölbe gefügt worden, und noch vor Ablauf des Jahres wird der hier durchführende neue Verkehrsweg, in gerader Linie von der Piazza del Popolo über die Piazza di Spagna bis zur Via Nazionale führend, dem Gebrauch übergeben werden. Im Mittelpunkt der Stadt an der Piazza Venezia, wo die Via Nazionale mit dem Corso Umberto I. zusammen- trifft, ist seit einem Jahre der Palazzo Torlonia mit den Nachbarhäusern niedergelegt worden, bald wird der kleine Anbau des Palazzo Venezia nachfolgen, und so der erweiterte Platz geschaffen sein, der hier als Vorhof des im Bau begriffenen Nationaldenkmals des Re Galatnomo geplant ist. Durch die neue Cabourbrücke und die Via Tomacelli, die gegenwärtig erweitert wird, ist eine gerade und bequeme Verbindung zwischen dem belebtesten Teil des Corso und dem Quartier am neuen

Justizpalast geschaffen; der andere Zugang zu diesem über den Ponte Umberto wird nach den jüngsten Vereinbarungen zwischen dem Staat und der Stadt Rom nun auch demnächst seiner Vollendung entgegengeführt, indem von der Piazza Navona auf die genannte Brücke zu eine neue breite Straße durchgebrochen wird

✽ Unsere Bilder. ✽

Heimkehr vom Schützenfest. Als eines der schönsten Feste wird in Süddeutschland, hauptsächlich aber in der Schweiz und in Tirol, das Schützenfest gefeiert. Wo dasselbe abgehalten wird, macht sich Alt und Jung in der ganzen Umgegend auf die Beine. Die Männer freuen sich auf ihre Beteiligung am Scheibenschießen, die Frauen auf die lockenden Verkaufsbuden und den Tanz, und den Kindern winken Würfelbuden, Karussells und andere Lustbarkeiten. So hat jeder sein Vergnügen. Unser Bild, welches von Fr. Pröbß prächtig und lebenswahr ausgeführt ist, zeigt uns die Heimkehr der Teilnehmer eines Schützenfestes in einer kleinen tiroler Stadt. Der Zug ist im Abfahren begriffen und noch einmal grüßen die Schützen ihre zurückbleibenden Genossen. Diesmal waren nicht die Einheimischen, sondern die Auswärtigen Sieger. Die Schützenmilde fährt heute mit dem König heim, der mit allerlei Auszeichnungen geschmückt glücklich neben seinem Deand'l sitzt, die gleichfalls vor lauter Stolz strahlt. Nun stimmen sie ein Lied an, die lustigen Gebirgler, dann werden Schnadahüpfel'n gesungen. Aus den Holzwänden des engen Wagens tönt's hinaus, über die grünen Felder, die der Zug durchheilt, und weckt ein Echo in den Bergen. Das klingt so froh und hell! Und der Schützenkönig preßt seine Liebste fester an sich, während der Chor weitersingt:

„Und was braucht denn a Zaga?
A Zaga braucht nix,
Als a schwarzharek's Deand'l,
A Hund und a Büchsl!“

Das „Kolonialhaus“ in Berlin. Ein Geschäftshaus moderner, weltstädtischer Art, aber zugleich auch eine feinsinnige Architekturchöpfung reinen Stils und von hoher künstlerischer Auffassung ist im Westen Berlins in der Potsdamer Straße entstanden in Gestalt des kürzlich dort eingeweihten neuen „Kolonialhauses“. Bisher haben sich derartige Bauten, wie sie Berlin in dieser Gattung nach amerikanischen Vorbildern, nun schon zu Hunderten aufweist, nur immer in der City der deutschen Reichshauptstadt, namentlich in den großen Geschäftszentren der Friedrichstadt, des Alexanderplatzes, des Wolkenmarkts und ähnlichen Geschäftsvierteln gezeigt. Das Entstehen eines solchen imposanten Geschäftspalastes in dem Westviertel jenseits des Potsdamer Thors deutet an, daß auch das Potsdamer Viertel — vor noch gar nicht langer Zeit noch der ruhige Wohnsitz distinguirter Kreise der Berliner Bevölkerung — anfängt, in den Bezirk des immer gewaltiger sich regenden geschäftlichen und industriellen Lebens der Millionenstadt hineinbezogen zu werden. In kurzer Zeit dürfte auch dieser innere westliche Stadtteil schon ganz zur „City“ Berlins gehören. Das „Kolonialhaus“, der erste imposante Pionier dieser modernen Umgestaltung, führt seinen Namen daher, weil es die Deutsche Kolonialgesellschaft, und in den Gesamträumen des ersten Stockwerks, die rühmlichst bekannte Firma von Toppelskirch u. Co., unser erstes Spezialgeschäft für Tropenausrüstung, beherbergt. Dementsprechend trägt auch die Fassade plastischen Schmuck, der hierauf Bezug nimmt. Unsere Bilder zeigen die Hauptansicht des Gebäudes von der Potsdamer Straße aus, dessen Bauherr und Architekt Herr Regierungsbaumeister Waltherr in Grunewald bei Berlin ist, sowie einen Verkaufsraum der Firma Toppelskirch u. Co.

☞ Gemeinnütziges. ☞

Stockflecken. Man vermischt einen Eßlöffel Kochsalz mit einem Theelöffel gepulverten Salmiak und löst beides in zwei Eßlöffel Wasser auf. Mit dieser Mischung bestreicht man wiederholt die Stockflecken, dann hängt man das Wäschestück einige Stunden in die frische Luft und giebt es erst dann zur Wäsche.

Bei Milvergiftungen jeder Art hat sich, auch schon bei vorgeschrittenen Fällen, saure Milch oder Buttermilch sehr gut bewährt. Man gießt dieselbe in ein Gefäß und hält den erkrankten Körperteil hinein; die Buttermilch wirkt ungemein kühlend und man wird bald Linderung der Schmerzen verspüren. Ein anderes gutes Mittel ist Kreolin, von dem man so viele Tropfen in lauwarmes Wasser gießt, bis letzteres milchig aussieht. In diese Mischung hält man das erkrankte Glied. Wo aber keines dieser beiden Mittel vorhanden ist, da wasche man die kleineren Wunden, die durch Reiben oder Schneiden entstehen, tüchtig mit sogenannter Schmierseife aus, die sehr desinfizierend wirkt.

Nicht so schlimm.

A.: „Wir sind auf ewig getrennt, sie wird mir nie wieder eine Silbe schreiben.“

B.: „Weißt Du das genau?“

A.: „Gewiß, sie hat es mir ja in jedem ihrer letzten drei Briefe zugeschworen.“

Erklärung.

Lehrer: „Was versteht man unter Muttersprache?“

Schüler: „Wenn der Vater nie zu sagen hat!“

Unsere Dienstmoten.

Abgehende Köchin (zur Hausfrau, welche ihr ein ungünstiges Zeugnis ausgestellt hat): „Gnädige Frau haben aber da einen sehr tendenziös gefärbten Bericht über mein Wirken bei Ihnen niedergeschrieben!“

Das Mittel.

„Johann, mein Mann fühlt sich unwohl. Bringen Sie ihm rasch eine Wärmflasche!“
„Sehr wohl, gnädige Frau, Arac oder Rum?“

Alles, bis auf eins.

Bettler: „Ach, liebe Dame, helfen Sie doch einem armen, kranken Bettler.“

Dame: „Sie sind krank, was fehlt Ihnen denn?“

Bettler: „Alles, nur mein Magen ist gesund!“

Dienstmädchen: „Ich möchte gerne Insektenpulver, aber womöglich von der neuste!“
Kaufmann: „Von welchem neusten?“
Dienstmädchen: „Ra nu? Von der rauchlose!“



☞ Lustiges. ☞

Begriffsverwechslung.

Galant.

Sie: „Sagen Sie, Herr Deutscher, wann erblickten Sie eigentlich das Licht der Welt?“

Er: „Ach, Jnädigste, als ich Sie zum ersten Male sah.“

Prozig.

Bankier (zu seinem Sekretär, der ihm einen Brief zur Unterschrift vorlegt): „Ich hab Ihnen schon einmal gesagt, Sie sollen nicht unter de Brief immer schreiben: Hochachtungsvoll! Mer habens, Gott sei Dank, nicht nötig!“

Erkannt.

Gast: „Wo ist denn der Wirt?“

Kellner: „Er ist zu einer Laufe!“

Gast: „So — dann rufen Sie ihn mal aus dem Keller raus!“

Euphemistisch.

Erster Sträfling: „Weiß Deine Braut, daß Du hier bist?“

Zweiter Sträfling: „Hm, ich ließ ihr sagen, ich habe eine längere Anstellung in einem großen Lokal mit chambres séparées gefunden!“

In der Conditorei.

Anbeter (stürmisch): „Jetzt müssen Sie mir aber endlich eine Antwort geben, Fräulein Grete.“

Bäckfisch (nach Luft schnappend): „Ja... ich kann auch nicht mehr essen!“

☞ Nachtsch. ☞

1. Doppel-Bezirgsbild (Gans = Ausgegeln).



1. Wo ist der Regelhube? 2. Wo ist die Gans?

2. Rätsel.

Bei des Regenwetters Graus
Zog zur Jagd ich gestern aus;
Hat ein Wort als Ziel erwählt,
Das ich leider stets gefehlt.

Und doch hab ich von der Jagd
Dieses Wort mit heingebracht,
Verderrt dein ein Zeichen sich
Wie verdrießlich macht es mich

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

1. Spieler legt: Kreuz- und Karo-Zehn. Mittelhand hat: Coeur-Dber, Neun, Acht, Sieben, Kreuz-As, Acht, Sieben, Bit-As, Acht, Sieben. Hinterhand den Rest. Spieler fordert die drei Wenzel und spielt dann Kreuz-Neun, worauf dann das As fällt und Bit-Zehn gewinnend wird. Die Gegner machen nur noch einen Stich mit Bit-As.

2. Die Reihen: Abam, Corl, Edom, Maro; die Ecken: Rade, Como, Mama, Rod; die Mitte: D o r a.

3. B—er—sic—n. Persien.